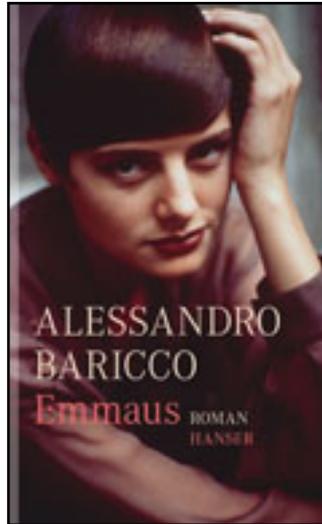


# HANSER



Leseprobe

Alessandro Baricco

Emmaus

Roman

Übersetzt aus dem Italienischen von Annette Kopetzki

ISBN (Buch): 978-3-446-23824-4

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23824-4>

sowie im Buchhandel.

Wir sind alle sechzehn, siebzehn Jahre alt – doch das ist uns kaum bewusst, ein anderes Alter können wir uns nicht vorstellen: Von der Vergangenheit wissen wir fast nichts. Wir sind durch und durch normal, das ist der Plan, ein anderer ist nicht vorgesehen. Normalität ist eine Neigung, die wir im Blut haben. Über Generationen haben unsere Familien daran gearbeitet, ihr Leben glattzuschleifen, bis ihm jede Auffälligkeit genommen war – jegliche Unebenheit, die Beobachter von ferne auf uns aufmerksam machen könnte. Mit der Zeit haben sie ein gewisses Können auf diesem Gebiet erworben, wurden zu Meistern der Unsichtbarkeit: Handwerker mit sicherem Griff, fachmännischem Blick. In unserer Welt löscht man das Licht, wenn man aus dem Zimmer geht, und die Sessel im Wohnzimmer sind mit Folie abgedeckt. Bei manchen Aufzügen muss man eine Münze einwerfen, will man das Privileg des Hinauffahrens genießen. Abwärts ist der Gebrauch kostenlos, wird aber allgemein als unnötig betrachtet. Eiweiß bewahrt man in einem Glas im Kühlschrank auf, ins Restaurant geht man selten, ausschließlich sonntags. Auf den Balkonen schützen grüne Markisen ledrige, stumme Pflänzchen, die nichts versprechen, vor dem Straßenstaub. Licht wird oft als Störung empfunden. Wie absurd es auch erscheinen mag, man lebt voll Dankbarkeit für den Nebel, wenn das Leben bedeutet.

Trotzdem sind wir glücklich, oder glauben zumindest, es zu sein.

Zur Ausstattung der verordneten Normalität gehört, als unverzichtbarer Bestandteil, dass man katholisch ist – gläubig und katholisch. In Wirklichkeit ist dieser Glaube, der uns so geordnet und geregelt vorkommt, die Anomalität, der Irrsinn, mit dem sich der Grundsatz unserer Schlichtheit ins Gegenteil verkehrt. Man glaubt, eine andere Möglichkeit scheint es nicht zu geben. Doch wir glauben grimmig und gierig, es ist kein friedlicher Glaube, sondern eine unkontrollierte Leidenschaft, wie ein körperliches Bedürfnis, eine Notwendigkeit. Es ist der Keim eines Wahnsinns – das offensichtliche Aufziehen eines Gewitters am Horizont. Unsere Väter und Mütter aber nehmen den nahenden Sturm nicht wahr, sondern nur die trügerische Botschaft, dass wir brav dem Kurs der Familie folgen: Also lassen sie uns aufs offene Meer hinaus. Jugendliche, die ihre Freizeit damit verbringen, Kranken, die in ihrer eigenen Scheiße vergessen wurden, das Bettzeug zu wechseln – das erscheint niemandem als das, was es ist: eine Art Wahnsinn. Oder unsere Lust an der Armut, der Stolz auf die armselige Kleidung. Die Gebete, das Beten. Das Schuldgefühl, andauernd. Wir sind verhaltensgestört, aber niemand will es wahrhaben. Wir glauben an den Gott des Evangeliums.

Darum hat die Welt für uns sehr enge natürliche Grenzen, und geistige Grenzen, die so unveränderlich sind wie eine Liturgie. Das ist unsere Unendlichkeit.

Weit entfernt, jenseits unserer Gewohnheiten, in einer Welt, von der wir fast nichts wissen, gibt es die anderen, Gestalten am Horizont. Sofort springt ins Auge, dass sie nicht glauben – anscheinend glauben sie an gar nichts. Auffällig ist

auch eine gewisse Vertrautheit mit Geld, die funkelnden Reflexe ihrer Gegenstände und ihrer Gesten, das Licht. Wahrscheinlich sind sie einfach reich – und unser Blick ist der Blick von unten, der Blick des Bildungsbürgertums beim mühevollen Aufstieg aus dem Halbdunkel. Ich weiß es nicht. Aber man erkennt deutlich, dass die Chemie des Lebens bei diesen Vätern und Söhnen keine exakten Formeln produziert, sondern faszinierende Arabesken – eine Wissenschaft im Rausch, die ihre regulierende Funktion verloren hat. Das Ergebnis sind Lebensformen, die wir nicht verstehen – Schriften, zu denen der Schlüssel verloren ging. Diese Leute sind nicht moralisch, sie sind nicht vorsichtig, sie haben keine Scham, und sie sind seit geraumer Zeit so. Offensichtlich können sie sich auf unvorstellbar volle Kornkammern verlassen, denn sie vergeuden die Ernte, ohne zu rechnen, sei es Geld oder auch nur Wissen, Erfahrung. Wahllos mähen sie Gut und Böse nieder. Sie verbrennen die Erinnerung, und aus der Asche lesen sie die Zukunft.

Sie leben im Luxus und ungestraft.

Von weitem lassen wir sie vor unseren Augen vorüberziehen, und manchmal in unseren Gedanken. Es kann auch vorkommen, dass uns das Leben in seinem täglichen Fluss zu flüchtigen, zufälligen Begegnungen mit ihnen führt und die natürlichen Unterschiede für kurze Zeit aufhebt. Normalerweise treffen sich die Eltern, selten jemand von uns – eine vorübergehende Freundschaft, ein Flirt mit einem Mädchen. Dann können wir sie aus der Nähe betrachten. Wenn wir danach in unsere Reihen zurückkehren – nicht direkt zurückgeschickt, eher von einer Aufgabe entbunden –, bleiben in der Erinnerung einige Seiten zurück, die in ihrer Sprache geschrieben sind. Der volle, runde Ton, den ihre Väter beim

Tennis erzeugen, wenn der Ball auf die Saiten der Schläger trifft. Die Häuser, vor allem jene am Meer oder in den Bergen, die sie oft zu vergessen scheinen – bedenkenlos geben sie ihren Kindern die Schlüssel, auf den Nachttischen stehen noch verstaubte Gläser mit Alkohol und in den Ecken antike Skulpturen, wie in einem Museum, doch aus den Schränken schauen Lackschuhe hervor. Schwarze Bettwäsche. Auf den Fotos Sonnenbräune. Wenn man mit ihnen – bei ihnen – lernt, klingelt ununterbrochen das Telefon, und dort sehen wir auch ihre Mütter, die sich oft für etwas entschuldigen, doch immer lächelnd und in einem Tonfall, den wir nicht kennen. Dann kommen sie näher, fahren uns mit einer Hand durch die Haare, reden wie junge Mädchen und drücken ihren Busen gegen unseren Arm. Außerdem gibt es das Personal und unregelte, improvisierte Zeiten – sie scheinen nicht an die heilsame Kraft der Gewohnheit zu glauben. Sie scheinen an gar nichts zu glauben.

Es ist eine eigene Welt, und Andre kommt von dort. In der Ferne taucht sie von Zeit zu Zeit auf, immer in Geschichten, die nichts mit uns zu tun haben. Obwohl sie so alt ist wie wir, ist sie meistens mit Älteren zusammen, und das macht sie noch fremder, lässt sie zur bloßen Möglichkeit werden. Wir sehen sie – schwer zu sagen, ob sie uns jemals sieht. Wahrscheinlich kennt sie nicht einmal unsere Namen. Sie heißt Andrea – was in unseren Familien ein Jungenname ist, aber nicht in ihrer, in der man sogar bei der Namensgebung instinktiv einer Neigung zum Privileg folgt. Der Jungenname genügte ihnen nicht, denn sie nennen sie Andre mit Betonung auf dem A, und das ist ein Name, den es nur für sie gibt. So hieß sie immer, für alle. Natürlich ist sie sehr schön, das sind fast alle von dort, aber sie auf be-

sondere Weise und unabsichtlich. Sie hat etwas Männliches. Eine Härte. Das vereinfacht die Sache – wir sind katholisch: Schönheit ist eine moralische Tugend und hat nichts mit dem Körper zu tun, darum bedeutet die Rundung eines Hinterns nichts, und auch der vollkommene Winkel eines schmalen Knöchels darf nicht das Geringste bedeuten. Der weibliche Körper ist Gegenstand eines systematischen Aufschubs. Im Grunde haben wir alles, was wir über unsere unvermeidliche Heterosexualität wissen, von den dunklen Augen eines guten Freundes gelernt, oder von den Lippen eines Kameraden, den wir beneideten. Die Haut unter den Fußballtrikots, manchmal, wenn wir Gesten andeuten, ohne zu wissen, was wir tun. Nach alledem versteht es sich von selbst, dass uns die leicht männlichen Mädchen lieber sind. In dieser Hinsicht ist Andre perfekt. Sie trägt die Haare lang, aber mit dem Stolz eines Indianers – nie sieht man, dass sie sich die Haare zurechtupft oder kämmt, sie trägt sie und damit basta. Ihr ganzer Zauber liegt im Gesicht – die Augenfarbe, die hervorstehenden Wangenknochen, der Mund. Es scheint nicht notwendig, mehr zu sehen – ihr Körper ist nur eine bestimmte Art zu stehen, sich anzulehnen, wegzugehen – er ist eine Folge davon. Keiner von uns hat sich je gefragt, wie sie unter dem Pullover aussieht, man muss es nicht unbedingt wissen, und das finden wir angenehm. Allen genügt die Art, wie sie sich bewegt, in jedem Augenblick – eine angeborene Eleganz der Gesten und der gedämpften Stimme, die Fortsetzung ihrer Schönheit. In unserem Alter hat man keine Kontrolle über seinen Körper, man geht zögernd wie ein Fohlen, und unsere Stimmen gehören uns nicht. Sie aber scheint aus der Vergangenheit zu kommen, so gut kennt sie instinktiv die Nuancen jeder Haltung. Natürlich versuchen die anderen

Mädchen sich in den gleichen Bewegungen und Tonlagen, doch selten gelingt es ihnen, denn bei ihnen ist künstlich, was bei ihr eine Gabe ist – Anmut. In der Art sich zu kleiden wie in der Haltung – in jedem Augenblick.

So sind wir, aus der Ferne, von ihr verzaubert, wie auch, das muss man sagen, alle anderen von ihr verzaubert sind. Die älteren Jungen kennen ihre Schönheit, sogar die Alten, die schon vierzig sind. Ihre Freundinnen kennen sie und alle Mütter – auch ihre eigene, wie eine Wunde in der Seite. Alle wissen, dass es so ist und dass man nichts dagegen tun kann.

Nach allem, was wir davon verstehen, gibt es niemanden, der sagen könnte, er sei Andres Freund gewesen. Wir haben sie nie Hand in Hand mit jemandem gesehen. Oder einen Kuss – nicht einmal eine leichte Berührung auf der Haut eines Jungen. Das passt nicht zu ihr. Es ist ihr egal, ob sie *irgendjemandem* gefällt – sie scheint mit anderen, komplizierteren Dingen beschäftigt. Es gibt Jungen, die sie interessieren müssten, natürlich sind sie ganz anders als wir, zum Beispiel die Freunde ihres Bruders, die gut gekleidet sind und mit einem seltsamen Akzent sprechen, als wollten sie die Lippen möglichst wenig öffnen. Erwähnen könnte man außerdem die erwachsenen Männer, die uns widerlich erscheinen und um sie herumstreifen. Leute mit Autos. Und tatsächlich sieht man Andre manchmal mit ihnen wegfahren – in den widerlichen Autos oder auf Motorrädern. Vor allem abends – als führte die Dunkelheit sie in einen Schattenkegel, den wir nicht verstehen wollen. Doch das alles hat nichts mit dem

natürlichen Gang der Dinge zu tun, dem Zusammensein von Jungen und Mädchen. Es ist wie eine Serie, bei der bestimmte Übergänge herausgeschnitten wurden. Daraus folgt nicht das, was wir Liebe nennen.

Andre gehört also niemandem – aber wir wissen, dass sie auch allen gehört. Es mag Teil einer Legende sein, zweifellos ist es das, doch was man sich erzählt, ist so detailliert, als käme es von einem, der dabei war und Bescheid weiß. Und wir erkennen sie in diesen Erzählungen wieder – alles andere können wir uns nur schwer ausmalen, aber die Figur im Mittelpunkt, das ist wirklich sie. Ihre besondere Art. Sie wartet auf der Kinotoilette, an die Wand gelehnt, und sie kommen einer nach dem anderen, um sie zu nehmen, und sie dreht sich nicht einmal um. Dann geht sie, ohne ihren Mantel aus dem Saal zu holen. Sie gehen mit ihr zu Nutten, und sie findet es lustig, in einer Ecke zu sitzen und zuzuschauen – wenn es Transvestiten sind, betrachtet sie sie und fasst sie an. Sie trinkt nie, sie raucht nicht, sie vögelt bei klarem Verstand, im Wissen, dass sie es tut, und, so heißt es, immer schweigend. Es sind Polaroids im Umlauf, die wir noch nie gesehen haben, auf denen sie die einzige Frau ist. Es ist ihr egal, dass sie fotografiert wird, es ist ihr egal, dass es manchmal die Väter sind, nach den Söhnen, ihr scheint alles egal zu sein. Jeden Morgen gehört sie wieder niemandem.

Für uns ist das schwer zu verstehen. Wir gehen nachmittags ins Krankenhaus, in das der Armen. Männerstation, Urologie. Unter den Decken tragen die Kranken keine Schlafanzug hose, weil ein Gummischlauch in ihre Harnröhre eingeführt wurde. Der Schlauch ist mit einem etwas größeren Schlauch verbunden, der in einem seitlich am Bett befestigten Beutel aus durchsichtigem Gummi endet. So pin-

keln die Kranken, ohne es zu merken oder ohne aufstehen zu müssen. Alles landet in dem durchsichtigen Beutel – der Urin ist wässrig oder dunkler, bis hin zum blutigen Rot. Unsere Aufgabe ist es, diese verdammten Beutel zu leeren. Man muss die beiden Schläuche trennen, den Beutel abnehmen, mit dieser vollen Blase in der Hand auf die Toilette gehen und den Inhalt ins Klo schütten. Dann bringen wir alles wieder an seinen Platz. Das Schwierigste ist das Trennen der Schläuche – man muss den Schlauch, der in der Harnröhre steckt, mit den Fingern zusammendrücken und mit einem Ruck losreißen, sonst löst er sich nicht von dem anderen Schlauch, der zum Beutel führt. Also bemüht man sich, es möglichst sanft zu machen. Wir sprechen dabei, lenken die Kranken mit Fragen oder irgendeiner lustigen Bemerkung ab, während wir uns über sie beugen und versuchen, ihnen nicht allzu weh zu tun. In diesem Moment sind ihnen unsere Fragen scheißegal, denn sie denken nur an den Stich, der ihnen durch den Schwanz fährt, aber sie antworten mit zusammengebissenen Zähnen, weil sie wissen, dass wir das für sie tun, das Reden. Die Beutel leert man, indem man einen roten Stöpsel an der unteren Ecke aufdreht. Oft bleibt ein Grieß auf dem Grund zurück, wie Bodensatz in einer Weinflasche. Dann muss man alles gut ausspülen. Wir tun das, weil wir an den Gott des Evangeliums glauben.

Was Andre betrifft, muss man erwähnen, dass wir sie einmal mit eigenen Augen gesehen haben, in einer Bar – zur besagten Zeit in der Nacht. Ledersofas, gedämpftes Licht und viele von den anderen – wir waren nur zufällig da, weil wir mitten in der Nacht Lust auf ein Sandwich hatten. Andre saß da mit vielen anderen Leuten, alle gehörten zu denen. Sie stand auf und ging dicht an uns vorbei nach draußen, um

sich an die Motorhaube eines Sportwagens zu lehnen, der mit eingeschaltetem Standlicht in der zweiten Reihe parkte. Einer von den anderen kam, öffnete die Wagentür, und beide stiegen ein. Wir aßen unser Sandwich, im Stehen. Sie fuhren nicht weg – offenbar war es ihnen ziemlich egal, dass Autos an ihnen vorbeikamen, sogar einige wenige Fußgänger. Sie beugte sich vor, sodass ihr Kopf zwischen dem Lenkrad und der Brust des Jungen steckte: Der lachte und sah vor sich hin. Die Wagentür verdeckte alles, klar, aber manchmal sah man durch das Fenster, dass sie den Kopf hob – dann warf sie einen Blick nach draußen, ihrem eigenen Rhythmus folgend. Einmal legte er ihr die Hand auf den Kopf, um ihn wieder nach unten zu drücken, aber Andre schlug die Hand wütend weg und schrie etwas. Wir aßen weiter unser Sandwich, waren aber wie verhext. Eine Weile blieben sie in dieser lächerlichen Position, ohne zu reden – Andre sah aus wie eine Schildkröte, die den Kopf hervorstreckt. Doch dann senkte sie ihn wieder, und er verschwand hinter der Wagentür. Der Junge bog den Hals nach hinten. Wir aßen unser Sandwich auf, und schließlich stieg der Junge aus dem Auto, lachte und zupfte sein Jackett zurecht, damit es gut fiel. Sie gingen zurück in die Bar. Andre kam an uns vorbei und sah einen von uns an, als versuchte sie, sich an etwas zu erinnern. Dann setzte sie sich wieder auf das Ledersofa.

Sie hat ihm wirklich einen geblasen, sagte Bobby später. Er wusste, was das bedeutete – der einzige von uns, der genau wusste, was Blasen war. Er hatte eine Freundin gehabt, die so etwas machte. Also bestätigte er, dass es Blasen gewesen sei, kein Zweifel. Wir gingen schweigend weiter, und natürlich versuchte jeder von uns, seine Erfahrungen zusammenzutragen, um sich vorzustellen, was genau hinter der Wagentür

passiert war. Wir setzten uns ein Bild im Kopf zusammen, und es sollte eine Nahaufnahme sein. Jeder arbeitete mit dem wenigen, das er besaß – ich hatte bloß den Anblick meiner Freundin, die einmal die Spitze meines Schwanzes im Mund gehabt hatte, aber nicht richtig, sie hatte ihn einfach so gehalten, ohne sich zu bewegen und mit seltsam aufgerissenen Augen – ein bisschen zu sehr aufgerissen. Kein guter Ausgangspunkt, um sich Andre vorzustellen, wirklich nicht. Für Bobby wird es leichter gewesen sein, vielleicht auch für Luca, der in solchen Sachen verschwiegen ist, aber sicher mehr gesehen hat als ich – gesehen und getan. Was den Santo betrifft, der ist anders. Ich habe keine Lust, darüber zu reden – nicht jetzt. Jedenfalls gehört er zu denen, die den Priesterberuf nicht ausschließen, wenn sie überlegen, was sie werden wollen. Er sagt es nicht, aber man merkt es. Die Arbeit im Krankenhaus hat er gefunden – so verbringen wir unsere Freizeit. Früher waren wir nachmittags bei alten Leuten – wir brachten ihnen zu essen, sie waren alt, von allen vergessen und hatten kein Geld – wir gingen in ihre winzigen Wohnungen. Dann hat der Santo diese Sache mit dem Armenkrankenhaus entdeckt und gesagt, das sei schön. Wirklich, es gefällt uns, hinterher an die frische Luft zu kommen, den Geruch von Pisse noch in der Nase, und mit erhobenem Kopf durch die Straßen zu gehen. Unter den Decken haben die kranken alten Männer müde Glieder, und alle Haare ringsherum sind weiß wie die Haare auf dem Kopf. Sie sind bitterarm, kein Verwandter bringt ihnen die Zeitung, sie öffnen die verfaulten Münder und jammern, dass es einen anwidert. Man muss einen ziemlichen Ekel überwinden, wegen des Drecks, der Gerüche und bestimmter Details – trotzdem schaffen wir es und bekommen dafür

etwas, das wir nicht beschreiben könnten – eine Art Gewissheit, die steinerne Härte einer Gewissheit. Darum gehen wir unbeirrbarer und scheinbar wahrhaftiger hinaus in die Dunkelheit. Es ist dieselbe Dunkelheit, die jeden Abend Andre und ihre anstößigen Abenteuer verschluckt, allerdings in anderen Gegenden des Lebens, arktischen, extremen Breitengraden. So verrückt das auch ist, es gibt eine einzige Finsternis für alle.